

Auszug aus dem Heft »Ferne Spuren I«

Wie zuvor schon die »Petersburger Zeitung« berichteten auch die Moskauer »Tagesnachrichten« im Januar 1890, dass Anton Tschechow (1860–1904) eine »Weltreise nach Sachalin« plane. Sein Ziel sei es, »den Alltag der Gefangenen zu studieren. Und es kann keinen Zweifel darüber geben, dass unser begabter Belletrist anhand seiner Beobachtungen und Eindrücke auf dieser Reise einen gewichtigen Beitrag zur Literatur leisten wird.«¹ Der Schriftsteller selbst äußerte sich gegenüber seinem Verleger und Freund Alexej Suworin aber wesentlich vorsichtiger:

»Ich fahre in der festen Überzeugung, daß meine Reise weder für die Literatur noch für die Wissenschaft einen wertvollen Beitrag erbringen wird: dazu reichen weder meine Kenntnisse, noch meine Zeit, noch meine Ambitionen. Ich habe nicht die Pläne eines Humboldt, noch weniger die eines Kennan. Ich will, wenn es geht, 100 – 200 Seiten schreiben [...]. Vielleicht werde ich gar nicht imstande sein etwas zu schreiben, trotzdem verliert diese Reise für mich nicht ihren Reiz: indem ich lese, mich umsehe und umhöre, erfahre und lerne ich vieles.«²

Mit Tschechow plante ein Autor die Reise an die ferne Ostküste, der kurz zuvor mit der Novelle »Die Steppe« (1888) und dem Drama »Iwanow« (1889) auf den Olymp der russischen Literatur aufgebrochen war, auf dem er bis heute mit seinen nach Sachalin entstandenen Dramen »Die Möwe« (1895), »Onkel Wanja« (1896), »Drei Schwestern« (1900) und »Der Kirschgarten« (1903) seinen Platz behauptet. Seit seinem Medizinstudium, das er 1884 abschloss, hatte er mehrere hundert Erzählungen, Feuilletons und Humoresken veröffentlicht, lange unter eigenwilligen Pseudonymen wie »Mensch ohne Milz« oder »Junger Greis«. Tschechow, der seine Familie schon während des Studiums durch seine vielen Veröffentlichungen unterstützen konnte, hatte einen anderen Erfahrungshintergrund als die meisten russischen Autoren seiner Zeit. Er entstammte nicht dem Adel oder dem Bürgertum: Seine Großeltern waren noch Leibeigene, sein Vater ein Krämer, der nach seinem Bankrott vor dem Schuldgefängnis nach Moskau geflohen war.

Tschechows Interesse an den russischen Gefängnissen hat seinen Ursprung im Jahr 1887. Während eines Besuchs bei seinem alten Bekannten Pawel Archangelskij, einem Arzt in Swenigorod, las er dessen »Bericht zur Erforschung der russischen psychiatrischen Anstalten«. »Es wäre gut, auch das Gefängnis zu beschreiben«³, soll Tschechow im Anschluss festgestellt haben. Wenig später gelangte er über seinen jüngeren Bruder Michail, der in Moskau Jura studierte, an Lehrbücher über das Gefängniswesen im Russischen Reich.

¹ Letopisj schisni i twortschestwa A. P. Tschechowa. Hg. Igor Twerdochljobow. Bd. 2. Moskau 2004, S. 322.

² An Suworin, Moskau, 9. 3. 1890. In: Anton Tschechow: Briefe. 1889–1892. Hg. u. übers. v. Peter Urban. Zürich 1979, S. 108.

³ Pawel Archangelskij: Iz wospominanij o Tschechowe. In: Ottschet blagotworitelnogo obschtschestwa pri woskresennoj semskoj letschebnize. Moskau 1910, o. S..

Mit diesem Interesse am Gefängnis war Tschechow am Ende des 19. Jahrhunderts keineswegs allein. So hat Fjodor Dostojewski in den »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus« (1860–1862) seine Erfahrungen als politischer Gefangener in Sibirien verarbeitet und damit die Realität der *Katorga* geschildert. Überhaupt war Überwachen und Strafen ein großes Thema der Zeit. Während Tschechow schon nach Osten unterwegs war, fand zum Beispiel in Petersburg der IV. Internationale Gefängniskongress mit über 700 Teilnehmern aus 26 Ländern statt, auf dem auch die russische *Katorga* ein Thema war.

Im Zarenreich war die *Katorga* die schwerste Strafe nach der Hinrichtung. Der Verurteilte verlor sämtliche Bürgerrechte, wurde verbannt und musste Zwangsarbeit leisten, zumeist in den östlichsten Gebieten Russlands. Nach Ende der Strafzeit durften die Verbannten in der Regel nicht in ihre Heimat zurückkehren, sondern mussten sich in der Nähe des Verbannungsorts ansiedeln. Die *Katorga* hatte zum Ziel, Kriminelle und politisch Unerwünschte aus dem europäischen Teil Russlands zu entfernen und das dünn besiedelte Sibirien zugleich zu russifizieren und seine reichen Bodenschätze auszubeuten.

Nach 1875 wurde die *Katorga* vor allem auf Sachalin vollstreckt. Einmal mit der virulenten Frage des russischen Strafsystems infiziert, brach bei Tschechow eine regelrechte »Mania Sachalinosa«⁴ aus. Da die Informationen über diese »Insel des Elends«⁵, wie Lew Tolstoi sie nannte, sehr widersprüchlich waren, erstellte Tschechow eine ausführliche Bibliografie und exzerpierte eine Unzahl von Zeitungen und Zeitschriften, wobei ihm seine Schwester Maria und ihre Freundin Lidija Misonowa halfen. Er verschlang sämtliche erreichbare juristische, historische und medizinische Literatur zum Thema, darunter das Strafgesetzbuch, und las auch belletristische Texte und Reiseberichte wie »Die Fregatte Pallas« (1858) von Iwan Gontscharow, »Sibirien!« (1871) von George Kennan oder »Sibirien und Katorga« (1871) von Sergej Maximow: »Im Kopf und auf dem Papier nichts anderes als Sachalin. Wahnsinn.«⁶

Mit diesem Wissen schrieb er an Suworin, der seinem Reisevorhaben skeptisch gegenüber stand:

»Sachalin nicht brauchen und uninteressant finden kann nur eine Gesellschaft, die Menschen nicht zu Tausenden dorthin verbannt und nicht Millionen dafür ausgibt. Nach Australien in der Vergangenheit und Cayenne ist Sachalin der einzige Ort, wo man Kolonisation durch Verbrecher studieren kann; ganz Europa interessiert sich dafür, und wir brauchen das nicht? [...] Sachalin, das ist ein Ort der unerträglichsten Leiden, deren ein freier und unfreier Mensch überhaupt fähig ist. [...] Ich bedaure, daß ich nicht sentimental bin, sonst würde ich sagen, daß man nach Orten wie Sachalin wallfahren müßte wie die Türken nach Mekka [...].«⁷

⁴ An Pleschtschejew, Moskau, 15. 2. 1890. In: Briefe (Anm. 2), S. 103.

⁵ Zit. n. Tiziano Terzani: Perestroika am Ende der Welt. In: Der Spiegel, 25. 9. 1989, S. 182.

⁶ An Pleschtschejew (Anm. 4).

⁷ An Suworin (Anm. 2), S. 109.

Obgleich Tschechow sich mit Sachalin und der Katorga intensiv beschäftigt hatte, kam sein Reiseentschluss für die Familie anscheinend unerwartet: »Er machte sich reisefertig nach dem Fernen Osten«, erinnerte sich sein Bruder Michail später, »plötzlich, überraschend, sodass in diesem Moment kaum einzuschätzen war, ob er es ernst damit meinte oder ob er scherzen würde.«⁸ Tschechow meinte es ernst, und ein familiäres Ereignis bestärkte ihn gewiss in seiner Entscheidung, aus den Moskauer Routinen auszubrechen: Im Mai 1889 starb sein älterer Bruder Nikolaj mit nur 31 Jahren an Tuberkulose und erlag damit jener Krankheit, deren Symptome der Dichter an sich selbst seit einigen Jahren beobachten musste. Nikolaj Tschechow war Maler und Illustrator gewesen, und sein Tod zwang Tschechow nun, seine eigene künstlerische Position zu überdenken. Ein halbes Jahr später schrieb er an Suworin:

»Skizzen, Feuilletons, Dummheiten, Vaudevilles, langweilige Geschichten, eine Unmasse von Fehlern und Ungereimtheiten, pudweise beschriebenes Papier, der Preis der Akademie, Potemkin – und bei alledem keine einzige Zeile, die in meinen Augen ernsthafte literarische Bedeutung besäße. [...] Ich möchte mich leidenschaftlich gern irgendwo für fünf Jahre verkriechen und mich mit mühevoller ernsthafter Arbeit befassen. Ich muß lernen, muß alles ganz von vorn lernen, denn als Literat bin ich ein enormer Ignorant; ich muß gewissenhaft schreiben, mit Gefühl, mit Sinn und Verstand, ich darf nicht fünf Bogen in einem Monat schreiben, sondern einen Bogen in fünf Monaten. [...] Im Januar werde ich 30 Jahre alt. Eine Gemeinheit.«⁹

Unter diesen Vorzeichen einer existentiellen Krise und künstlerischen Neubesinnung erscheint der akribisch vorbereitete Aufbruch nach Sachalin gleichsam wie eine Flucht. Und tatsächlich rechtfertigte sich Tschechow gegenüber einem Freund in diesem Sinne: »Ich fahre nicht um der Beobachtungen und der Eindrücke willen, sondern einfach um ein halbes Jahr nicht so zu leben, wie ich bisher gelebt habe.«¹⁰

Aus: FERNE SPUREN I. Anton Tschechows Reise nach Sachalin. Mit einem Essay von Ernest Orlov und einem Nachwort des Herausgebers. 48 Seiten, 66 Abbildungen, geheftet. Umschlag mit Pergamin, € 7,50. ISBN 978-3-944469-09-6

⁸ Michail Tschechow: Wokrug Tschechowa. Wstretschki i wpetschatlenija. Moskau 1989, S. 222.

⁹ An Suworin, Moskau, ca. 20. 12. 1889. In: Briefe (Anm. 2), S. 88f. 10 An Leontjew-Schtscheglow, Moskau, 22. 3. 1890. In: Briefe (Anm. 2), S. 121.

¹⁰ An Leontjew-Schtscheglow, Moskau, 22. 3. 1890. In: Briefe (Anm. 2), S. 121.

Der Schriftsteller und seine Insel

Rede zur Eröffnung der Ausstellung fluxus 30: »Anton Tschechows Reise nach Sachalin« von György Dalos

Es gilt das gesprochene Wort.

Meine Damen und Herren,

die meisten Privatbriefe Tschechows zeichnen sich durch einen witzelnden, frivolen Ton aus. Offensichtlich hatte sein Verleger und engster Freund Alexej Suworin eine ähnliche Wellenlänge, denn als Tschechow Anfang 1890 seine Reisepläne erläuterte, ließ er die Bemerkung fallen: »Sachalin braucht niemanden und ist auch für niemanden von Interesse«, ein vorgeschobenes Argument, für das Suworin gute verlagsstrategische Gründe hatte. Als einer der ersten modernen Zeitungs-herausgeber und Buchhändler Russlands, wollte er seinen Erfolgsautor mit dem melancholischen Humor nicht verlieren. Er hatte Angst, der Schriftsteller könnte nun mit einem ernsthaften Werk über ein langweiliges Thema ankommen, das auf keinem Fall für den Buchmarkt geeignet wäre. Offensichtlich traf er mit dem kecken Halbsatz seinen Briefpartner mitten ins Herz, denn Tschechow reagierte mit Empörung und – sehr ungewöhnlich für ihn – mit Pathos. »Sachalin nicht brauchen und uninteressant finden kann nur eine Gesellschaft«, donnerte er zurück, »die Menschen nicht zu Tausenden dorthin verbannt und nicht Millionen dafür ausgibt. Sachalin, das ist ein Ort der unerträglichsten Leiden, deren ein freier und unfreier Mensch überhaupt fähig ist. Ich bedaure, dass ich nicht sentimental bin, sonst würde ich sagen, dass man zu Orten wie Sachalin wallfahren müsste wie die Türken nach Mekka...«.

Suworins Privatleben war tragisch. 1887 erschoss sich sein Sohn Wladimir, und ein Jahr später starb der zweite Sohn, Walerian, was sein besonderes, beinahe väterliches Verhältnis zu Tschechow erklärt, der ungefähr im gleichen Alter wie die Söhne war. Auch Tschechow akzeptierte Suworin, wenn auch nicht als leiblichen, so doch als eine Art Beichtvater. Der Verleger war der einzige, dem er die tieferen Gründe für seine Reise nach Sachalin offenbarte. Das Hauptmotiv seines Fernwehs lag in der Unzufriedenheit mit sich selbst, als Schriftsteller. All die federleicht geschriebenen Skizzen, Feuilletons und Komödien, die Lobpreisungen der Kritik, selbst den kürzlich erhaltenen Puschkin-Preis der Akademie der Künste empfand er plötzlich als unernst, beziehungsweise unverdient. »Ich möchte mich leidenschaftlich gern irgendwo für fünf Jahre verkriechen und mich mit mühevoller Arbeit befassen. (...) Ich muss gewissenhaft schreiben, mit Gefühl, mit Sinn und Verstand, ich darf nicht fünf Bogen in einem Monat schreiben, sondern einen Bogen in fünf Monaten. Ich muss anfangen, mit 700-900 Rubel im Jahr auszukommen, und nicht wie jetzt, mit drei- bis viertausend.« Und er fügte ahnungsvoll hinzu: »Im Januar werde ich 30 Jahre alt. Eine Gemeinheit.«

Der letzte Satz könnte auch wie dandyhaftes Selbstmitleid klingen, wenn nicht die traurige Tatsache Gewissheit wäre, dass Tschekow zu dieser Zeit bereits an Schwindsucht erkrankt war – er spuckte seit 1884 Blut und mit dem Wissen seines zweiten Berufs, als Arzt, machte er sich keine Illusionen über eine lange Lebenserwartung. Umso verblüffender war sein unerschütterlicher Plan, sich auf den gefährlichen Weg von 10.000 Kilometern, an den »Ort für Zwangsarbeit und Verbannung«, nach Sachalin zu begeben. Allein die Hinreise mit Bahn, Pferdewagen und Schiff über Jaroslavl, Perm, Tjumen, Tomsk, Irkutsk, Krasnojarsk, Chabarowsk und Nikolajew bis zum Fort Alexandrowsk nahm zweieinhalb Monate in Anspruch. Zur Vorbereitung las er mehr als hundert Bücher und Zeitschriften, darunter zwanzig Jahrgänge des Almanachs für Seefahrt, studierte das Strafgesetzbuch sowie Arbeiten zur Volks- und Landeskunde und Geologie. Suworin zahlte ihm, trotz seiner Auffassung, »Sachalin braucht niemanden und ist auch für niemanden von Interesse«, tausend Rubel Vorschuss und beschaffte für ihn einen Journalistenausweis. Mit diesem wandte sich der Schriftsteller an die Hauptverwaltung für Gefängnisse und erhielt erstaunlich leicht die Besuchsgenehmigung.

Das offizielle Russland zog es vor, aus politischen Gründen über Sibirien und Sachalin zu schweigen. Alles, was an diesen Orten zum Alltag gehörte – die Prügelstrafe, das Anketten der Gefangenen an die Kohlenkarren, die Sklavenarbeit in den Wäldern und beim Eisenbahnbau, die Unmenschlichkeit und Korruption der Behörden – all dies war ein nur schlecht gehütetes Staatsgeheimnis. Aufgeklärte Regierungsbeamte begannen zu verstehen, dass das ganze System der Katorga überreif für Reformen war. So auch der auch für Sachalin zuständige Generalgouverneur von Ostsibirien, Baron von Korf, der dem auf der Insel angekommenen Tschekow erklärt hatte: »Ich erlaube ihnen zu verkehren, wo und bei wem Sie wollen. Sie werden hier alles besichtigen können, man wird Sie ungehindert in alle Gefängnisse und Siedlungen hineinlassen. Nur eines kann ich Ihnen nicht gestatten: jeglichen Verkehr mit den Politischen, weil ich kein Recht dazu habe.« Der Inselkommandant, General Kononowitsch pflichtete seinem Vorgesetzten bei, benachrichtigte jedoch in einem vertraulichen Zirkular alle lokalen Behörden der Insel, danach zu trachten, »dass Herr Tschekow keinen Kontakt mit wegen Staatsverbrechens verbannten Katorschniki knüpfen kann.«

Tschekow verhielt sich loyal. Auf seinen 7000 vorgedruckten Karteikarten erfasste er von damals insgesamt 40 »Staatsverbrechern« lediglich zwanzig. Ihr auffälliges Merkmal bestand darin, dass sie statt Sträflingsanzug zivile Kleidung tragen durften. Als der Schriftsteller in seiner Kleidung städtischen Schnitts unter den Ureinwohnern Sachalins, den Niwchen, erschien, zeigten die des Russischen kaum mächtigen Eingeborenen auf ihn und fragten: »Politischka?« Und da er wie gewohnt Papier bei sich hatte, wurde er von ihnen für einen Schreiber gehalten, »Pischi-Pischi« (Schreib-

Schreib) genannt. Häufig wurden die fast immer hoch gebildeten Politischen als Schreibkraft eingestellt, einer von ihnen leitete die Bibliothek der Polizeiverwaltung, ein anderer die meteorologische Station. In seinem Buch erwähnte sie Tschechow mit Initialen – eine Zurückhaltung, die von seinen Informanten Schaden abwenden sollte.

Selbst das dreihundert Seiten umfassende Werk »Insel Sachalin«, das Ergebnis von Tschechows immenser viermonatiger Arbeit, war eine Mischung zwischen Belletristik, Essay und Wissenschaft, ein Buch mit jeder Menge Daten, die als Rohstoff für Geographen, Ethnologen, Statistiker oder Soziologen dienen können. An manchen Stellen wird es anstrengend, trocken, langweilig – ein künstlerischer Torso, ein halbes Meisterwerk, eine Abweichung vom sonstigen Tschechowschen Oeuvre.

Entsprechend ambivalent waren auch die zeitgenössischen Reaktionen. Einige Kritiker sparten nicht mit Superlativen wie: »Wenn Herr Tschechow nicht mehr als dieses Buch geschrieben hätte – auch dann wäre sein Name für immer in die Geschichte der russischen Literatur eingegangen«. Andere, selbst nahe Freunde nahmen ihm seinen monströsen Ausflug übel und ihr Urteil fiel niederschmetternd aus: »Er dachte ständig über eine Reise in irgendein entferntes Land nach, und die einzige, die ihm gelang, war die Reise nach Sachalin, die denkbar unnötigste von allen, die außerdem seiner gebrechlichen Gesundheit Schaden zufügte. Ergebnis dieser erstaunlichen Reise war ein Buch, das zweifelsohne unter allem stand, was er sonst geschrieben hatte, ihm kaum finanziellen Gewinn einbrachte und auch zu seinem Wohlergehen kaum etwas beitrug.«

Ich dagegen bin der Meinung, dass die furchtbare Fahrt auf die Insel der Verbannten, der Knotenpunkt in Tschechows Leben war, selbst wenn sie den Ausbruch der verheerender Schwindsucht beschleunigte. Unkosten sind auch wertvoll und ohne Leben gibt es kein Werk.

Fünfzehn Jahre nach dem langen Weg auf Sachalin und zurück, begab sich der bereits weltberühmte Autor auf eine neue lange Reise, diesmal auf die letzte seines Lebens. Im Juni 1904 fuhr er mit seiner Frau Olga nach Deutschland, um seine Tuberkulose von den dortigen Fachautoritäten behandeln zu lassen. Obwohl der Ortswechsel, wie oft bei Lungenkranken, eine vorübergehende Besserung mit sich brachte, konnte der zweiwöchige Aufenthalt in der Schwarzwaldstadt Badenweiler den Tod nicht mehr aufhalten. So zeigte am 15. Juli europäischer Zeitrechnung der örtliche Leichenbeschauer, Karl Brombacher in einer Urkunde an, dass »der Schriftsteller Anton Tschekoff, 44 Jahre alt, orthodoxer Religion, wohnhaft in Moskau« gestorben ist. Familieangehörigen und Bad-Freunden des Verschiedenen ging es nunmehr darum, sein Vermächtnis zu wahren.

Der Regisseur Konstantin Stanislawski, Leiter des Moskauer Künstlertheaters, hatte die Idee, eine Büste seines Hausautors auf dessen letzten Aufenthaltsort aufstellen zu lassen. Dieses Tschechow-Denkmal, Werk des Russlanddeutschen und Vizekonsuls Nicolai von Schleifer, wurde 1908 in Badenweiler enthüllt und selbst noch im Juli 1914 gedachten vor dieser bronzenen Büste Deutsche und Russen gemeinsam des zehn Jahre zuvor verstorbenen Autors. Drei Wochen später befanden sich Deutschland und Russland im Krieg miteinander, und die 40 Kilogramm Bronze wurden, wie ein streng vertrauliches Dokument kundtut, als »Kupfer für Heeresbedarf« eingeschmolzen. Sicherlich ist dies keinem Denkmal von Friedrich dem Grossen widerfahren, und vielleicht blieben sogar Goethe und Schiller verschont, aber der Dichter aus Feindesland fand keine Gnade. Übrig blieb einzig das Fundament, und dies war bald von Unkraut überwuchert.

Erst achtzig Jahre nach der Zerstörung der Büste machte sich jemand über die Wiederherstellung des Tschechow-Denkmal Gedaken, und zwar der Direktor des Tschechow-Museums in Juschno-Sachalinsk, Georgij Miromanow. Nach einem Besuch in Badenweiler 1989 startete er eine regelrechte Kampagne für das Projekt. Man sammelte Geld, damit das Museum dem Sachalinensichen Bildhauer Wladimir Tschebotarjow einen Auftrag erteilen konnte. Die Büste war bald fertig und die Stadt im Schwarzwald zum Empfang gerüstet. Allerdings fehlte zunächst ein geeignetes Transportmittel für die 15.000 Kilometer. Schließlich war ein Sponsor aus dem südrussischen Krasnodarsk bereit, dem Museum einen alten Militärjeep zur Verfügung zu stellen. Alles andere hat mir Temur, der Sohn von Miromanow und Leiter des anderen Tschechow-Museums der Insel, in der Stadt Alexandrowsk erzählt: »Aus Juschno-Sachalinsk flogen wir nach Moskau, und hier haben wir die Büste in unser Auto geladen. Wir fuhren über Kiew, Tschop, Budapest, Wien und Salzburg. Am 3. Oktober 1990 um fünf Uhr morgens kamen wir in Badenweiler an. Wir parkten auf einer Straße und warteten. Bald kam uns ein älterer, grauhaariger Herr entgegen. Es war Herr Bauert, der damalige Bürgermeister der Stadt, der uns gleich zu dem Ort führte, wo wir die Büste ausladen konnten. Ich erkundigte mich, woher er überhaupt von unserer Ankunft erfahren hätte. Er antwortete: »Seit einer halben Stunde bekomme er aufgeregte Anrufe der Einwohner von Badenweiler, die wissen wollten, warum ein russischer Militärwagen im Zentrum der Stadt stehe.« Anderthalb Jahre später wurde die Tschechow-Büste in der Nähe des ursprünglichen Fundaments enthüllt. So wurde nach zwei Weltkriegen, zwei totalitären Staaten, nach dem Eisernen Vorhang und der Mauer wenigstens symbolisch, wie man in Deutschland sagt, »ein Stück Normalität« wiederhergestellt – nicht mehr, aber auch nicht weniger.«

Als ich im Sommer 2000 meine Reise auf den Spuren von Tschechow unternahm, schwebte der Geist des Autors auf der »Insel Sachalin« noch über dem dortigen Kulturleben. Die beiden Tschechow-Museen veranstalteten regelmäßig »Tschechowsche Lesungen«, an denen Literaten und Wis-

senschaftler vom Festland und aus allen möglichen Ländern beteiligt waren. Leider verfügten die beiden Museen über viel weniger Originalgegenstände als die einschlägigen Museen von Moskau und Jalta, beides Wohnorte des Autors. Dennoch, in einem Punkt sind sie dem Festland voraus: Gegenständliche Denkmäler der Katorga sind auf Sachalin immer noch zu finden, und die wenigen Nachfahren der Verbannten von einst können, wenn überhaupt, dann auf der Insel befragt werden. Dem älteren Miromanow war es noch gelungen, aufgrund von Archivforschungen den Stammbaum einer Familie von Katorschniki zu rekonstruieren. So fand er in Tschechows Kartei unter der Nummer 5.560 die Familie des Zuchthäuslers Wassilij Wichljajew aus der Stadt Derbinsk und er ahnte gleich, dass dieser nicht eben häufige Name einen Zusammenhang mit dem inselweit berühmten Leichtathleten, Wiktor Wichljajew vermuten ließ. Die entsprechende Mitteilung aus dem Jahr 1986 machte Wichljajew nicht gerade glücklich, da er nur ungern an seine kriminellen Ahnen erinnert werden wollte. Seine Zurückhaltung hing jedoch mit einem historisch späteren Ereignis zusammen. Sein Vater, Wassilij ein Seemann, der freiwillig auf Sachalin arbeitete, war in der Zeit des Stalinschen Terrors als »Volksfeind« in der Nähe von Alexandrowsk erschossen worden und seinen Onkel Dmitrij ereilte dasselbe Schicksal. Die beiden wurden erst 1989 rehabilitiert. Kein Wunder, dass er hierüber keine Interviews geben wollte.

Umso wertvoller fand ich die Bereitschaft von Tatjana Schumilowa, Professorin der Universität in Juschno-Sachalinsk, über die Vergangenheit ihrer Familie einiges mitzuteilen: »Mein Großvater war als Kind in die Katorga gekommen. Das heißt, sein Vater war Zuchthäusler. Warum er verurteilt wurde, weiß ich nicht. Er kam über Sibirien, auf dem gleichen Weg, wie später Tschechow. Laut Tschechows Kartei war mein Urgroßvater 1890 sechzehn Jahre alt. Laut der Familienlegende soll er den Schriftsteller in Rykowskoje sogar begleitet haben. In »Insel Sachalin« steht ein Satz: »Einige Siedler, geführt von ihrer Langeweile, begleiteten mich durch das Dorf.« Er führte ihn zur Brücke über den Fluss Tym, zur Kirche, zur neuen Brücke. Diese Legende hat das Leben meiner Familie begleitet und das traurige Schicksal meiner Vorfahren beschönigt. Mit drei bis fünf Jahren hörte ich schon Geschichten über Tschechow und die Katorschniki.«

Es sei hinzuzufügen, dass die blutigen Säuberungen der dreißiger Jahre auch Schumilowas Familie nicht verschont haben. So wurde der Mann, der noch Tschechow sah, laut einer jetzigen Dokumentation 1938 wegen angeblicher »konterrevolutionärer Agitation« zum Tode verurteilt und »43 Kilometer von Alexandrowsk entfernt« erschossen. 43 Kilometer von Alexandrowsk liegt Werchnyj Armudan, eine Ortschaft, über die Tschechow knapp berichtete: »178 Einwohner: 123 Männer und 55 Frauen«. Im Juli 2000 fand ich die Siedlung unbewohnt. Unbewohnt, aber bedeutungsschwer: Das bescheidene Kreuz auf einem Hügel verkündete, dass in dieser Gegend die Massenerschießungen

des Jahres 1938 stattgefunden haben, die zwei Prozent der Bevölkerung der kleinen Insel – Russen, Koreaner und den Ureinwohnern Niwchen – das Leben kosteten.

Dem Autor der »Insel Sachalin« zuliebe machte ich zwischen Rykowskoje und Alexandrowsk einen kurzen Halt in der Siedlung Arkowo. Tschechow übermittelt den anekdotischen Vorfall, wie ein lokaler Gefängnisbeamter den Generalgouverneur Baron von Korf bei dessen Inspektionsreise mit dem Satz beruhigen wollte: »In der Siedlung Arkowo ist alles in Ordnung.« Daraufhin zeigte der allmächtige Natschalnik vom Festland auf die Winter- und Sommersaat und sprach: »Es ist alles in Ordnung – abgesehen davon, dass es in Arkowo kein Brot gibt.« Im Januar 2000, vor meiner Sachalinreise sah ich in der Moskauer Wochenschrift »Kultura« eine Tschechow gewidmete ganze Seite mit einem aktuellen Foto, auf dem Leute im Schneefall vor einem Brotladen in Arkowo Schlange standen. Es war eine beeindruckende Aufnahme, aber die Wirklichkeit war komplizierter. Als ich nämlich im Juli 2000 den Laden betrat um Brot zu kaufen, teilte die Verkäuferin mir mit, dass dies in Arkowo nicht mehr möglich sei, und zwar aufgrund der mangelnden Nachfrage. Die Bewohner der Siedlung kaufen in der benachbarten Kreisstadt Alexandrowsk ein.

Insgesamt bat ausgerechnet der Teil von Sachalin, auf dem Tschechow herumreiste, ein besonders trostloses Bild, obwohl die Landschaft für vieles entschädigte. Vom Kap Jonkheer und dem berühmten Leuchtturm blickte man auf das Ochotskische Meer, links die Felsengruppe »Drei Brüder«, ein Warenzeichen von Sachalin, und rechts die weniger bekannten „Drei Schwestern“. Über dem Wasser kreiste ein Schwarm von Möwen. Hier stand Anfang August 1890 Tschechow, umgeben von den Motiven seiner späteren Bühnenstücke. Nur der Kirschgarten fehlte in dieser Landschaft. Ansonsten war der Leuchtturm ganz verfallen. Alles, was ich sah, war verwildert, zerrüttet und vor allem wehrlos – Stadt und Land, Kultur und Natur. Genauso wie die Sachalinenser in einem Sprichwort ihre Insel beschreiben: »Meer ringsumher – Kummer mittendrin.«

Dies konnte auch für den Stadtteil Due gelten, nachdem dort der Bergbau eingestellt wurde. Groteske, wenn nicht tragikomische Plakate erinnerten an die ehemalige Produktionsstätte: »Sorgen wir für die zuverlässige Arbeit!« Die Bergleute, die dadurch zu höheren Leistungen angespornt werden sollten, gab es hier nicht mehr. Alles sah haargenau so aus, wie Tschechow verlassene Ortschaften auf der Insel beschrieben hat: »Nun ist die Hälfte der Häuser von ihren Bewohnern verlassen, halb zerstört, und die dunklen Fenster ohne Rahmen sind wie Augenhöhlen im Schädel.«

Meine Damen und Herren,

die Fotos, welche das Material der heutigen Ausstellung bilden, waren teils während Tschechows Sachalinreise, teils zeitnah entstanden. Ursprünglich wollte der Autor sein Buch mit den Aufnah-

men illustrieren, worauf er schließlich verzichtete, wahrscheinlich aus dem Grund, dass das Bildmaterial nicht alle Kapitel und Themen gleichmäßig abgedeckt hatte. Jedenfalls dienten sie aber dem Autor als Gedächtnisstütze, was wir auch an einigen besonders eklatanten Beispielen demonstrieren werden. Zunächst aber ein paar Worte über die Autoren der wertvollen Photographien, deren Kopien oder Negative mehrheitlich in Besitz des Moskauer Literaturmuseums befinden.

Die meisten Bilder entstammen dem Apparat des lokalen Beamten Innokentij Pawlowskij, der zu der Zeit von Tschechows Reise in Fort Alexandrowsk und in der Siedlung Due den Postamt leitete. Pawlowskij war ein leidenschaftlicher und professioneller Fotograf und arbeitete im Auftrag des Inselkommandanten an einem Album über Sachalin, das während des Besuchs des Thronfolgers und späteren Zaren Nikolaj II. in Wladiwostok überreicht werden sollte. (Der Besuch war eine Station auf dem Rückweg des Zarewitsch von seiner Japanreise im Mai 1891.) Pawlowskij traf sich mit Tschechow zuerst in Aleksandrowsk und dann in dem südlichen Teil der Insel, im Hafensstadt Korsakowsk, wo er sein Urlaub verbrachte. Die meisten Aufnahmen schickte er nach, zuerst auf das Schiff »Petersburg«, dann auf den Dampfer »Bajkal« und schließlich per Post auf das Festland. Er stellte seine Fotos zur freien Verfügung und bat Tschechow lediglich darum, seine Fürbitte um das Recht auf freiem Fotografieren bei den höheren Instanzen in Sankt Petersburg zu unterstützen. Auch nicht alle Verbannte und Sträflinge ließen sich gerne auf Fotos verewigen – Pawlowskij musste ihre Bereitschaft oft mit Geld und Wodka erkaufen.

Viele Aufnahmen entstanden auf dem Seeweg über aus der Linse des Schiffarztes des »Petersburg« Alexander Scherbak. In seiner Studentenzeit sympathisierte er mit den revolutionären Narodniki, später überzog bei ihm die Philanthropie, er begleitete als Schiffarzt die Verbannten über die Weltmeere in den russischen Fernen Osten und Sachalin – diesmal reiste er zurück nach Odessa und dokumentierte das Gesehene. In Korsakowsk lernte er, so seine Erinnerungen »den sympathischen Dr. Anton Pawlowitsch Tschechow« kennen, und sie trennten sich erst, als das »Petersburg« in Odessa an den Anker lief. Schließlich schenkte er Tschechow die Negative seiner Fotos, welche der Schriftsteller dem Museum seiner Geburtsstadt Taganrog überließ.

Der dritte, in unserer Ausstellung vertretene Fotograf war der Russlanddeutsche Alexej von Fricken, Agronom und landwirtschaftlicher Inspektor auf Sachalin, zur Zeit von Tschechows Reisen Leiter der meteorologischen Station, auf dessen Sachverständnis Tschechow sich in seinem Buch häufig verließ. Fricken war von der Idee besessen, auf der Insel landwirtschaftliche Kulturen zu verbreiten. Er war auch der Mitgründer des Sachalin-Museums in Alexandrowsk, an dessen Aufbau prominente politische Verbannte, frühere zum Terror neigende Sozialisten und nunmehr engagie-

rte Wissenschaftler, beteiligt waren, so der Ethnologe Bronislaw Pilsudski, Bruder des zukünftigen Gründers des modernen polnischen Staates und der Geograph Iwan Juwatschow-Miroljubow, der übrigens nach seiner Freilassung in Petersburg eine Familie gründete. Sein Sohn wurde später unter dem Namen Daniil Charms als hervorragender russische Dichter bekannt. Eine besondere Bedeutung seiner Aufnahmen bestand darin, dass sie als einziges bildliches Dokument den Autor der »Insel Sachalin« während seiner Reise zeigten.

Nun versuche ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige Bilder zu lenken, welche einige Parallelen mit Tschechows Erzählung aufweisen.

Bild Nr. 663: Die Hauptstrasse des Forts Alexandrowsk

»Fort Alexandrowsk ist ein kleines, ordentliches Städtchen nach sibirischer Art mit ungefähr dreitausend Einwohnern. Er besitzt kein einziges Steingebäude, alles ist aus Holz, hauptsächlich Lärche: die Kirche, die Häuser und die Bürgersteige. Hier befindet sich die Residenz des Inselkommandanten, das Zentrum der Zivilisation von Sachalin.«

Bild Nr. 688: Vernagelung in die Fesseln und zu den Schubkarren (Gefängnis in Due)

»Jeder (...) von den an Karren geschmiedeten trägt Hand- und Fußfesseln; von der Mitte der Handfesseln führt eine drei bis vier Arschin lange Kette zum Boden eines kleinen Karrens, an dem sie befestigt ist. Die Ketten und die Karren sind dem Sträfling lästig, er versucht sich möglichst wenig zu bewegen und das wirkt sich zweifellos auf seine Muskulatur aus. Nachts, während des Schlafes, hält der Sträfling den Karren unter der Pritsche, und damit er es bequemer und leichter hat, bringt man ihn gewöhnlich am Rand der gemeinsamen Pritsche unter. (...) Einer (...) wurde wegen Gotteslästerung hergeschickt (...) Als einer meiner Begleiter ihm die Leviten zu lesen begann, weil er die Kirche beraubt hatte, sagte er: »Nun, was denn? Gott braucht kein Geld.«

Bild Nr. 687: Vernagelung in die Handfesseln von Sonjka, »Goldhändchen«. (Gefängnishof von Due)

»Von den in Einzelhaft Sitzenden lenkt besonders die bekannte Sofja Bljuwstein – das Goldhändchen – die Aufmerksamkeit auf sich, die wegen ihrer Flucht aus Sibirien zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden ist. Sie ist eine kleine, magere, schon grauhaarige Frau mit einem faltigen Altweibergesicht. An den Händen hat sie Fesseln; auf der Pritsche liegt nur ein Pelzchen aus grauem Schaffell, das ihr als warme Kleidung und als Bett dient. (...) Bei ihrem Anblick möchte man nicht glauben, dass sie vor kurzem noch dermaßen schön war, dass sie ihre Gefängniswärter bezauberte, wie zum Beispiel in Smolensk, wo der Aufseher ihr zur Flucht verhalf und selbst mit ihr floh.«

Bild Nr. 675: Due. Sträflinge bei der Feldarbeit. In der Reihe für das Mittagessen

»Die Gefängnissuppe oder -brühe besteht aus einem halbflüssigen, dünnen Brei von ausgekochten Graupen und Kartoffeln, in dem rote Fleisch- und Fischstückchen schwimmen und der von einigen Beamten gelobt wird; sie selbst können sich aber nicht entschließen, ihn zu essen. Die Suppe, sogar die für die Kranken bestimmte, hat einen sehr salzigen Geschmack. Die Erwartung von Gästen im Gefängnis, der Rauch eines Schiffes am Horizont, Harmsdas Schimpfen der Aufseher oder der Köche – das alles sind Umstände, die den Geschmack der Suppe beeinflussen.«

Bild Nr. 700: Medizinische Untersuchung der männlichen Sträflinge

»Der Tisch, an dem der Arzt sitzt, ist von einer Holzbarriere umgeben wie in einem Bankbüro, so, dass der Kranke bei der Konsultation nicht nahe herankommt und der Arzt ihn meist von weitem untersucht. Am Tisch neben dem Arzt sitzt ein Heilgehilfe, er schweigt und spielt mit einem Bleistiftstummel, man könnte meinen, er sei ein Assistent im Examen. Ebenfalls hier, an der Tür des Empfangszimmers, steht ein Aufseher mit einem Revolver.«

Bild Nr. 710: Trauerfeiern auf dem Deck

Aus einem Brief an Suworin: »Auf der Fahrt nach Singapur wurden zwei Tote ins Meer geworfen. Wenn man sieht, wie ein toter Mensch, in ein Segeltuch gehüllt, sich überschlagend ins Meer fällt, und daran denkt, dass es bis zum Grunde einige Werst sind, dann wird einem unheimlich zumute, und man meint, selbst zu sterben und ins Meer geworfen zu werden.«

Bild Nr. 638: Ainen – Sachalins Einheimischen

»Die Ainus sind dunkelhäutig wie die Zigeuner; sie haben einen starken Bartwuchs und dichtes, struppiges schwarzes Haar; ihre Augen sind dunkel, ausdrucksvoll und sanftmütig. Sie sind von mittlerer Größe und kräftiger, untersetzter Statur. Die Ainus leben in enger Nachbarschaft mit Völkern, deren Gesichtsbehaarung man als dürftig bezeichnen kann, daher ist leicht zu begreifen, dass ihre dichten Bärte die Ethnographen in nicht geringe Verlegenheit bringen. Heute macht der Ainu, der gewöhnlich ohne Mütze und barfuss, mit bis zu den Knien aufgekrempeelten Hosen herumläuft, eine Verbeugung.«